

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: fünfter Jahrgang.

N^o 14.

Donnerstag, den 27. September.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen: das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Tblr. Inletate werden mit 1 Ngr. die geiv. Peritzzele berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Ein Abenteuer in Rom.

Aus dem Leben Wilhelm Waiblingers.

I.

Die große Glocke vom Capitol hatte das Zeichen gegeben, daß die freudereichsten Tage des Jahres gekommen seien, daß Prinz Carneval mit seinem tollen Gefolge Einzug in die ewige Roma halten dürfe. Am Corso wuchsen die Gerüste empor, am Thore del Pavorlo zog die päpstliche Wache in Gala und mit klingendem Spiel auf, und jenes phantastisch-bunte Leben und Treiben, das uns Altmeister Göthe geschildert, begann sich zu entfalten.

In einem der stillern Stadttheile, wo die weißen Häuserreihen zwischen dem üppigen Grün der Orange-, Pinien- und Lorbeergärten anmutig hervorschimmern, im zweiten Stockwerk eines etwas abseits gelegenen Gebäudes, waren in einer Reihe von hellen, freundlichen Zimmern zwei junge Männer mit den verschiedensten Zurüstungen zum Carneval beschäftigt gewesen. Die Kleider eines Advokaten und eines Abbate lagen über Sesseln und Polstern, ein paar treffliche Masken ruhten auf einem hohen Schreibtisch, dessen Besitzer am Fenster lehnte. Im Neben-

gemach, wo ein paar aufgestellte Staffeleien und umhergestreute Malergeräthschaften sowohl den Stand als die Ungebundenheit des Bewohners verriethen, war sein Genosse, ein dunkeläugiger Italiener eben besorgt, das weite altfränkische Advokatenkostüm seinem schlanken Körper anzupassen.

„Poeta!“ rief er dabei — „Du hast heilig versprochen, bis nach dem Carneval nicht zu denken. Und ich wette, Dein italienischer Almanach steckt Dir im Kopfe!“

„Dir freilich nicht: denn Du bist und bleibst mir die Zeichnungen für denselben schuldig.“

„In den Fasten finde ich sicher Zeit!“ meinte der Maler. „Aber hurtig! Den Abbate angezogen. Ihr bleibt ein schwerfälliges Volk!“

„Nicht alle!“ lachte der Deutsche. „Einen Schwaben aber, der in Tübingen Collegia gehört hat, verläßt die Gravität selbst in Taumeltagen nicht. Ich dachte eben darüber nach, was wohl der Monte Cavallo, das Colosseum, der Thurm des Nero dort drüben zu unserer Masquerade sagen würden!“

„Sie sähen ein, wie weise die Götter handelten, daß sie meinen deutschen Poeta nicht zum Buffo bestimmten!“ —

Während dieses leicht und munter geführten Gesprächs hatte der Dichter kein Auge von dem Fenster abgewendet. Neugierig gemacht, trat endlich auch der Maler an dasselbe und brach sogleich in Gelächter aus:

„Welch ein Carriol hält bei unsrer schönen Francesca? Zwei Damen darin, — gewiß Engländerinnen! — nur der grüne Schleier fehlt.“

„Wenn ich nach dem Wagen schließen darf, so sind es Landsmänninnen. Nur deutsche Kunst vermag solch Ungeheuer zu bauen, vor welches der Gaul von Troja gespannt zu werden verdiente. Und nur deutsche Zucht und Art bringt das Gemüth mit über die Alpen!“

„Das Gemüth?“ fragte der Maler verdutzt. „Das steckt doch — bei St. Peter — nicht in dem Wagen.“

„Aber in den Rissen!“ versicherte der Poet mit der komischsten Ensthaftigkeit. „Kommt Francesco — wir wollen zur schönen Francesca und fragen, was der Besuch zu bedeuten hat!“

Rasch beendeten beide ihren Anzug, nahmen die Masken vor und eilten, von ihren alten Hauswirthen freundlich begrüßt, zum Nachbarhause, vor dem die einförmige Equipage, bedeckt vom Staube der Campagna, noch hielt. Die Insassen desselben waren ausgestiegen. Am rebumrankten Fenster lauschte der schwarze Lackenkopf einer schönen jungen Römerin.

„Seid Ihr es Signor Waiblinger? Das ist mir leid — erst in zwei Stunden kann ich Euch zum Corso begleiten! Fremde sind bei uns angekommen.“

„Das wissen wir schöne Francesca,“ rief der deutsche Poet mit Pathos auf den Wagen deutend, dessen schwerfälliger Betturin eben die Pferde zum Wegfahren antrieb. „Aber wer sind die Fischen, die es wagen, mit Eurem Arm zu entziehen?“

„Aus Eurem Vaterlande Signor! Eine alte Baroneffa und eine junge!“

Triumphirend wendete sich Waiblinger zu dem Maler:

„Mein Blick täuscht mich nie! Das ist ein Fang für uns. Eine alte und junge Baronin? Die alte läßt sich von Dir malen —“

„Und die junge unterhält Dich dabei! Nicht so? Adieu, Francesca — wir sind bald wieder hier und dann wollen wir schwärmen!“

Francesca applaudirte, als Advokat und Abbate mit der Würde, die ihrem Stande zukam, sich davon bewegten.

II.

Die deutschen Damen hatten während dieser Unterhaltung hinter dem Fenster, aus welchem sich Francesca lehnte, ungesehen von den beiden Männern, gestanden. Bei der scherzhaften Schlußwendung, die das Gepoldeur nahm, lächelte die jüngere, indeß die ältere Baronin, die offenbar kein Italienisch verstand, apathisch darein schaute und gelangweilt sagte:

„Wer sind die verlarvten jungen Leute, wegen deren sich das Stubenmädchen so sans gêne zeigt?“

„Liebe Tante Clelia!“ entgegnete die jüngere Baronin mit einem etwas boshaften Lächeln, es ist gut, daß Signora Francesca kein Deutsch versteht. Sie würde es Ihnen mit Recht sehr übel nehmen, was Sie da eben sagten. Gernern Sie sich gefälligst, daß uns ihr Vater dieses Zimmer einräumte, weil wir im überfüllten Hotel kein Unterkommen fanden, und daß seine Tochter uns nur aus besonderer Gefälligkeit nach unsern Wünschen fragt!“

„Ich bitte Dich chere niece! —“ versetzte Tante Clelia gereizt und warf sich mit Würde auf eine Ottomane nieder. „Ich weiß wohl Du hattest von jeher eine ganz widerliche Passion, die Kammerjungfern und ihre Verwandten zu verteidigen.“

Die Nichte antwortete nichts, sondern wandte sich an die junge Römerin mit der Frage, ob man nicht erfahren könne, wer die beiden Masken gewesen?

„O ja!“ rief Francesca. „Der Advokat war Franzesco Scaramuzzi, ein parmasanischer Maler, — der andere ein Poet aus Ihrem Vaterlande, der dort hochangesehen sein soll. Er speißt oft bei den deutschen Gesandten hier — und macht auch recht hübsche italienische Sonette —“ setzte sie hinzu.

„An Francesca Brittona?“ lächelte die junge Baronin. „Wie heißt aber der in meinem Vaterlande hochangesehene Poet?“

„Wilhelm Waiblinger!“

Der jungen Dame entschlüpfte ein kleiner Schrei der Bewunderung, als sie den Namen hörte, so daß selbst Tante Clelia, die am Morgen eine Siesta halten zu wollen schien, erstaunt aufblickte. Im Moment jedoch sagte sie sich und wiederholte ihre Frage.

Als ihr der Name nochmals genannt war, schwebten plötzlich alle Genien einer übermüthig heitern Laune, eines kecken Einfalls um ihre Stirn. Sie rief der abgehenden Francesca nach, sie an ihre Freunde zu empfehlen, und wandte sich zu der gnädigen, ungnädigen Tante:

„Haben Sie gehört? Der eine von den jungen Männern, die mit unsres Wirthes Tochter sprachen, ist der von Ihnen hochverehrte deutsche Musensohn Graf Platen, dessen Bekanntschaft Sie schon früher machten, und dessen Wiedersehen Sie so sehr ersehnten. Er stürzt sich jetzt ins Carnevalgetümmel.“

„Und ich,“ seufzte Tante Glesia schmachmend, „ich soll den einzigen Augenblick im Leben, wo ich vielleicht Gelegenheit hätte ihm meine Verehrung und Anbetung zu bezeigen, ungenutzt vorübergehen lassen. Er der wenigen Edlen unter unsern Dichtern einer!“

„Der wenigen Edelleute wollen Sie vermuthlich sagen!“

„Ja, einer von der kleinen heiligen Schaar, die dafür sorgt, daß die Poesie nicht ganz und gar in die Hände der Studenten und Juden geräth. Graf Platen hier? Der schönöd verkaunte edle Mann? Helene — theuerste Helene, wenn Du mich zu Deiner ewigen Schuldnerin machen willst, Sorge, daß ich ihn sehen, ihn sprechen kann. Dein Köpfschen ist ja immer anschlägig und speculativ gewesen — bitte Helene such Rath.“

„Sehnen Sie sich so sehr nach diesem Mann? Wollen Sie seinen kalten Bersen Feuer einhauchen, daß er auch für Damen lesbar und genießbar wird?“

„Spotte nur! O das Gefühl müßte beseligend sein, ihm zu zeigen, daß es auch unter unserm Geschlechte starke Seelen giebt!“

Helene lächelte wieder lebenswürdig boshaft — und schien zu sinnen. Sie erklärte endlich:

„Ich werde mich an Signora Brittone wenden, — und verspreche Ihnen, das möglichste zu thun, um Ihr warmes Interesse für den deutschen Dichter zu — fühlen!“ —

Helene hatte, als sie den Namen Wilhelm Waiblingers hörte, der ihr und — wie wir sehen werden, auch der Tante recht gut bekannt war, auf der Stelle den Entschluß gefaßt, sich für alle die kleinen Unbilden und unzähligen Kränkungen, die sie erlitten, einmal auf launige Art zu entschädigen. Sie trat

deshalb zu Francesca, die in Ungeduld im Corridor auf und abschnitt:

„Sie müssen mir etwas versprechen meine Schöne! Sie eilen jetzt zum Corso?“

„Allerdings —“

„Sorgen Sie dafür, daß Ihnen von Ihren Begleitern der deutsche Poet nicht entschlüpft und seien Sie bestimmt, um fünf Uhr am Obelisk. Ich erhalte Ihr Versprechen?“

Francesca sah überrascht die Baronin an und konnte ein kleines Erstaunen nicht unterdrücken. Doch schlug sie unbedenklich in die dargebotene Hand ein.

III.

Kein angenehmerer Anblick als eine ganze Bevölkerung im Taumel ungetrübter Freude. Wenn der wolkenlose, blaue italienische Himmel über Tausenden von Narren lacht, Narren mit Bewußtsein, aber in des Worts verwegenster Bedeutung, wenn eben Jeder darauf ausgeht Alles, nur nichts Vernünftiges zu thun, so erweitert sich das Herz dessen — der selbst ein Narr sein kann. Dahinten hatte der deutsche Poet, die ihm von seinem Zimmerkameraden vorgeworfene Gravität gelassen. Dahinten die Logik und die gesunde Vernunft — er schwärmte in Oserien und Straßen umher in der heitersten Laune. Francesca, in einer reizend phantastischen Tracht, folgte ihm am Arme des Parmesaner Maler. Eben mußte sie sich von Waiblinger über ihren seltsamen Einfall den Obelisk von allen Seiten zu umkreisen wieder necken lassen. Sie blieb ihm eine Antwort, um welche sie sonst nie in Verlegenheit kam, schuldig und spähte umher!

Nun, da war ja die Ersehnte! Des jungen Mädchens scharfer Blick hatte in der Vestalin, die sich geflüstert in des Poeten Gesichtskreise bewegte, schnell genug die Baronesse Helene erkannt. Sie machte den Maler auf die Verschleierte und auf den Eifer, mit welchem urplötzlich ihr Begleiter derselben durch das Gedränge zu folgen versuchte, aufmerksam. Scarramuzzi hielt seinen Freund am Arme:

„Ha Signor,“ sagte er, „das scheint mir ein Abenteuer. Da ist's Freundespflicht, Dein rasches Blut zu zügeln. Ich weiß — eine gewisse Signora Razzarena in Olevano hat Rechte auf Dein Herz und Deine Hand!“

„Mein Gott! —“ entgegnete Waiblinger, „Du ziehst ja Consequenzen wie ein deutscher Schullehrer! Wenn alle, die Rechte auf mein Herz haben — gleicherweise auf meine Hand hätten — schwärzte ich dann mit Dir herum? Laß mich los — Du bringst mich noch um eine prachtvolle Novelle!“

Damit stieß er den Arm des Freundes zurück, und arbeitete sich durch eine Schaar Pulcinelle, die eben einen Krönungszug veranstalten zu wollen schienen, nicht ohne Mühe hindurch. Die etwas auffällige und ungewöhnliche Maske, der er nachstrebte neckte ihn durch zeitweises absichtliches Verschwinden und Wiederauftauchen. Waiblinger wurde athemlos.

„Das ist köstlich!“ murmelte er, während sich die Bestalin in einer schon weniger belebten Straße aufs neue seinem Blick entzog. „Man will mich irgendwohin locken — nun ich folge. Die heilige Inquisition hat ja mit dem Carneval nichts zu schaffen!“

Und der Dichter als Abbate strebte der Maske näher und näher zu kommen. Leicht wurde es ihm nicht, und als er endlich der Verschleierten dicht auf dem Fuße folgte, sah er sich mit Erstaunen in der wohlbekanntem heimischen Straße. Es blieb ihm keine Zeit darüber zu reflectiren — die Bestalin schlüpfte in Francescas Haus.

„Das ist die junge deutsche Baronin — sie will den Carneval nicht ohne Abenteuer vorübergehen lassen? Ich folge ihr! —“

Auf einem von den Kissen des Reisewagens errichteten Divan hatte sich Tante Clelia seit einigen Stunden gelangweilt. Ihr Geist flog zum Cerio — wo der adlige Dichter — Tante Clelia seufzte bei dem Gedanken laut auf — in Gemeinschaft mit den Plebejern und — Tante Clelia erröthete — Plebejerinnen von Rom so wenig geistige Freuden genoß. Sie hing dem elegischen Gedanken nach: wie sehr sich ein Ideal in der Nähe trübe, wie unverwandtschaftlich es überdies von ihrer Nichte gehandelt sei, dem Vergnügen nachzugeben, statt ihr Gesellschaft zu leisten.

Die heimlich Gescholtene trat jetzt — nein sie stürmte in das Zimmer.

„Er kommt — es ist mir gelungen!“

„Wer kommt?“

„Wer anders als der deutsche Poet!“

Damit eilte sie in das Nebenzimmer, um von

hieraus Zeugin eines tragikomischen Austritts — ganz wie sie ihn bezweckt hatte — zu sein.

Der erregte Abbate — immer noch mit der verhüllenden Maske riß die halbangelehnte Thür auf, prallte aber ungefähr ein halbes Duzend Schritte zurück, als er statt der Bestalin Tante Clelia erblickte. Aber diese, den Wunsch, welcher sie seit Stunden quälte, erfüllt glaubend, nöthigte ihn mit einer Miene, die schwer zu schildern sein dürfte, zum völligen Eintritt und ergoß sich sogleich in einem Wortschwall:

„Ich preise die Stunde, die mir vergönnt, Ihnen meine Verehrung bezeigen zu können. Seit Jahren — seit ich das erstemal das Vergnügen hatte, Sie zu sehen, habe ich diese Begegnung gewünscht. Aber so lassen Sie sich doch nieder Herr Graf und — ich bitte — demaskiren Sie sich!“

Bei dem Prädikate Herr Graf mußte Waiblinger, der bisher regungslos erstaunt dagestanden, so laut auslachen, daß Tante Clelia ihre Nerven unangenehm berührt fühlte.

„Sie irren sich vermutlich in meiner Person!“ rief er und nahm seine Maske ab. — —

Wäre in diesem Augenblicke der Thurm des Nero mit lautem Krach zusammengestürzt, Tante Clelia könnte keinen größern Schreck gehabt haben. Sie wurde natürlich, sie vergaß ihr geziertes Hochdeutsch, schwäbische Laute entranen sich ihrer beklommenen Brust:

„Bluescht — das ischt —“

„Wilhelm Waiblinger,“ ergänzte der Poet lachend, „der Landläufer, der verdorbene Magister, der einst die Ehre hatte, aus Ihrem Hause in Ungnade verbannt zu werden, Frau von Murgberg! — Er prophezeite Ihnen schon damals, daß einst ein Tag der Anerkennung für ihn kommen werde — da ist er! Sie haben mich für —“

„Graf Platen!“ lachte Tante Clelia.

„Meinen Freund Platen gehalten und mir Ihre Verehrung bezeugt. Leben Sie wohl Frau von Murgberg — wir sind im Carneval!“

Waiblinger schritt hinaus — er traf die Bestalin. „Baronesse Helene?“ fragte er erstaunt. „Sie der Genius, der mir diesen Triumph bereitete?“

„Er wird mir theuer genug zu stehen kommen bei der Tante. Ich freue mich aufrichtig, daß Ihre

Verhältnisse sich so zum Guten gewendet haben und denke, Sie vergeben mir den Scherz!"

„Wir sind im Carneval!“ sagte Baiblinger wie vorhin und schied von seiner ehemaligen und jetzigen Gönnerin ihr die Hand küssend.

Tante Clelia, die natürlich keine Ahnung von dem wahren Zusammenhange hatte und an eine in der Gile vorgekommene Verwechslung Seitens ihrer Nichte glaubte, erklärte von Stund an den Grafen Platen für den kältesten und begeisterungslosesten Dichter. Dabei in Schwaben aber verkündete sie, daß sich zu Rom der jetzt berühmte Wilhelm Baiblinger ihr in tiefster Demuth genahet habe.

Regensburg.

Aus einem Reisetagebuche.

(Schlus.)

Herrlich und eines Besuches sehr werth ist die schöne Capelle, mit einem Erbbegräbniß, welche der Fürst hat bauen lassen, damit nicht wieder ein Fürst seines Hauses in die Nothwendigkeit kommen solle, durch ungeheure Summen die Erlaubniß zu erkaufen, eine protestantische Gemahlin in eine katholische Kirche beizusetzen. Ihm hatte man dies verweigert, und nur gegen Zahlung von 40,000 Gulden, so erzählte man mir, war die Genehmigung ertbeilt. Die Capelle ist in einem einfach edlen Styl erbaut. Sie erhält ihr Licht von oben, und das Erbbegräbniß selbst ist so freundlich und hell, daß es ungemein anspricht. Der Christus von Dannecker, welcher in der Capelle gezeigt wird, hat mir dagegen nicht sonderlich gefallen. Das Gesicht erscheint zu jung und ausdruckslos. In dem untern Raume, welcher das Erbbegräbniß bildet, ist eine mich viel mehr ansprechende Christus-Statue von Elfenbein, welche die Mutter des Fürsten geschenkt haben soll.

Als ich in die Capelle trat, wollte ich mein Haupt entblößen, allein mein Lobbedienter belehrte mich, daß sie nicht geweiht sei, und ich daher meinen Hut nur aufbehalten solle. Sie ist nicht geweiht, um eben nöthigen Falls auch eine kaiserliche Fürstin aufnehmen zu dürfen, ohne kostspielige Dispensation des Papstes. In dem Schlosse befindet sich auch eine recht hübsche Bildergalerie mit vielen schönen Ge-

mälden neuerer Meister. Dieselbe verdient einen Besuch.

Der Park bietet nichts eben Merkwürdiges, als einige sehr kriegerische Schwäne und Vorrichtungen zum Abrichten der Pferde im Voltigiren. Man zeigte mir eine Barrière mit dem Bemerkten, daß der Stallmeister des Fürsten zwei Mal vergeblich sich bemüht habe, über dieselbe zu setzen. Er sei beide Male mit dem Pferde gestürzt, so daß ihm das Blut aus Nase und Mund geströmt sei, habe jedoch erklärt, er müsse hinüber und wenn es sein Leben kosten solle, worauf er es denn auch wirklich ausgeführt habe, ohne sein Leben zu opfern.

Auf dem Wege nach dem gedachten Schlosse kam ich vor dem ziemlich einfachen Schauspielhause vorüber, in welchem unten ein Kaffeehaus ist. Man zeigte mir auch noch das alte Schauspielhaus, worin zur Zeit des Reichstags gespielt worden, mit seinen kleinen Fenstern. Es dient jetzt dem Fürsten von Thurn und Taxis als Wagen-Remise. Das frühere Haus der Kreuzherren ist jetzt ein Hospital.

Die regelmäßigste und schönste Straße schien mir die Maximilianstraße zu sein. Unter den vielen Plätzen, welche Regensburg hat, zeichnen sich besonders der Kohlenmarkt, der Domplatz, der Minoritenplatz und der Haidplatz aus. Viele Gassen und Straßen haben ganz eigenthümliche Namen. So giebt es eine Wichtgasse, eine Hundsumkehr, eine Ecke zum faulen Schinken, eine Fidelgasse, einen rothen Harzleck, einen Entengang, einen Windfang u. dergl. mehr. In den Hauptstraßen ist das Pflaster besser, als in mancher großen Residenz, z. B. als in Berlin, die Reinlichkeit ist durch unterirdische Canäle wesentlich gefördert, aber die Beleuchtung ist noch jetzt höchst mangelhaft. Auf den Märkten sah ich nichts Besonderes. Auffallend waren mir nur viele große Thonkugeln, von welchen versichert wurde, daß man sie zu Fußbädern und zum Ausmachen der Flecke benutze. Ebenso bemerkte ich ein heuartiges Kraut, dessen man sich hier zum Putzen des Zinns bedient. Eigenthümlich war noch an mehreren Läden die Bezeichnung, Svengler für Klempner.

Die Garnison bestand dormalen nur aus 120 Mann, dagegen fand ich 24 Trommelschläger vor. Einen eigenen Eindruck machten auf mich die Officiere mit den hellblauen Uniformen und gelben Man-

linghosen. Die Soldaten hatten zwar keine geistreichen, aber doch nicht so arge Physiognomien, als manche Reisende sie schildern.

Durch die Güte meines Wirths im goldenen Engel war mir der Eintritt in den recht hübschen Messairen-Garten gestattet worden, wo ein glänzendes Feuerwerk zu Ehren der Vorfeier des königlichen Namenstages abgebrannt wurde. Vorzüglich gut machte sich ein Tempel in Brillant-Feuer mit dem Namenszuge des Königs. Unter den zahlreich anwesenden Damen bemerkte ich manches niedliche Gesicht, aber doch keine besondere Schönheit.

Abends sah ich noch in den hübschen schattenreichen Promenaden, welche Regensburg umgeben, von allen dortigen Denkmälern eins der interessantesten, nämlich das schöne Monument Keplers, bestehend in einem Marmortempel in Form einer dorischen Rotunde, worin seine von Döll vortrefflich gearbeitete Büste aufgestellt ist. Das herrliche Basrelief ist von Dannecker. Das Denkmal soll 14000 Gulden gekostet haben, eine Summe, welche dem unglücklichen Astronomen, der so oft Noth litt, bei seinem Leben hätte sehr hilfreich werden können. Leider ist es nicht Deutschland allein, das seine größten Männer erst nach ihrem Tode ehrt! Uebrigens soll Kepler in seinen letzten Jahren nicht so großen Mangel gelitten haben, als man gewöhnlich meint, wenigstens wird versichert, daß das noch zu Regensburg vorhandene Inventarium seines Nachlasses ein für seine Zeit nicht unbeträchtliches Vermögen nachweise. Der große Mathematiker Johannes Kepler, mit Recht der Vater der neuern Astronomie genannt, der Humboldt seiner Zeit, war der Sohn eines armen Gastwirths in dem Dörfchen Marstatt bei Weil im Württembergischen, wo er am 27. December 1571 geboren ward. Erst zu Grag, wo er Professor wurde, bildete er durch eigenes Studium sich in der Astronomie aus, suchte dann zu Prag den lehrreichen Umgang des berühmten Tycho de Brahe, trat sogar eine Zeit lang in die Dienste Wallensteins, der ihm eine Professur zu Rostock verschaffte, lebte dann als Privatmann zu Ulm, und reiste von dort nach Regensburg, um bei dem Reichstage die Auszahlung seiner Pensionsrückstände persönlich zu betreiben. Dort nun soll er kurz nach seiner Ankunft den Anstrengungen der Reise und dem

Kummer erlegen sein, wenigstens ist so viel gewiß, daß er am 15. November 1631 daselbst gestorben ist.

Die große steinerne Brücke über die Donau, welche ältere Geographen so sehr rühmen, fand ich zwar nicht unbedeutend, doch gewiß überschätzt, in dessen verdient dieselbe als eins der ältesten Bauwerke dieser Art in Deutschland alle Beachtung. Sie ist schon im 12. Jahrhundert ausgeführt, und über 1000 Fuß lang, wenigstens 25 Schuh breit, und ruht auf 15 zirkelrunden Schwibbogen. An vielen Stellen sieht man alte Verzierungen, Wahrzeichen und Sinnbilder. In Bezug auf den an dem einen Geländer angebrachten liegenden Hund ohne Kopf erzählt das Volk:

Der Baumeister der Brücke habe in seiner Muthlosigkeit, weil er gefürchtet, den Miesenbau nicht vollenden zu können, den Teufel um Beistand angerufen und ihm die Seele des Ersten, welcher die Brücke passiren werde, gelobt. Der Teufel sei darauf eingegangen, habe ihm beigestanden und der Baumeister die Brücke glücklich vollendet. Um nun sein Wort zu halten, aber kein Menschenleben zu opfern, habe der Baumeister am Tage der feierlichen Eröffnung der Brücke am frühen Morgen einen Hund über dieselbe gejagt. Der Teufel, in solcher Art überlistet, soll in voller Wuth dem Hunde den Kopf abgerissen haben.

An einem andern Steine des Geländers der Brücke sieht man zwei Hähne, die sich bekämpfen. Diese sollen, wie man erzählt, den Streit andeuten, welcher einst die Stadt Regensburg und das Stift St. Manz über eine Insel der Donau entzweite.

Von den Gasthöfen verdienen besonders das goldene Kreuz und der goldene Engel empfohlen zu werden. Letzterer liegt in der schwarzen Bäregasse, nicht weit von der fröhlichen Türkenstraße, dem Dom und der Post. Das goldene Kreuz beherbergte einst Kaiser Karl V., und in demselben war der Schauplatz seiner Liebchaft mit der schönen Barbara Blomberg, welche ihm zu Regensburg im Jahre 1547 den später so berühmten Don Juan von Oesterreich gebar. Auch der Gasthof zu den drei Helmen ist gut. Man erhält im ganzen in Regensburg reichliches und vortreffliches Essen, auch lebt es sich daselbst überhaupt wohlfeil, weshalb viele verabschiedete Officiere

und Beamte sich dort niederlassen, zumal die Gegend angenehm, das Klima gesund und der Ton ziemlich heiter ist. —
Straß.

Goethes letzter Aufenthalt in Ilmenau,

nach einer Mittheilung des Herrn Berginspektor Mahr zu
Kammerberg bei Ilmenau.

Am 26. August 1831 gegen Abend traf Goethe mit seinen beiden Enkeln und Bedienung im Gasthose zum Löwen hier ein. Der reinste, von Wolken ungetrübte Himmel gewährte die trefflichste Witterung. Er hatte mir seine Ankunft gleich melden und mich ihn zu besuchen bitten lassen; doch kam ich erst spät Abend aus dem Kammerberger Steinkohlenbergwerk nach Hause. Also besuchte ich ihn am 27. Morgens, wo er schon seit früh 4 Uhr an seinem Tische beschäftigt war. Seine Freude war, wie er sagte, sehr groß, die hiesige Gegend, welche er seit 30 Jahren nicht wieder besucht hatte, da er doch sonst so oft und so viel hier gewesen, wieder zu sehen. Seine beiden Enkel seien schon in Begleitung des Kammerdieners in die Berge gegangen und würden bis Mittag ausbleiben. Nach mehreren Erkundigungen, ob nicht wieder etwas in geognostischer Beziehung Merkwürdiges vorgekommen sei, fragte er dann, ob man wohl bequem zu Wagen auf den Rißelbahn fahren könne. Er wünsche das auf dem Rißelbahn befindliche, ihm von früherer Zeit her sehr merkwürdige Jagdhäuschen zu sehen, und daß ich ihn auf dieser Fahrt begleiten möge. Also fuhren wir beim heitersten Wetter auf der Waldstraße über Gabelbach. Unterwegs ergözte ihn der beim Schaufelbau tief ausgebaute Metaphyr-Fels, sowohl wegen seines merkwürdigen Vorkommens mitten im Feldsteinvorphyrt als wegen des schönen Anblicks von der Straße aus. Weiterhin setzten ihn die nach Anordnung des Oberforstraths König in den Großherzoglichen Waldungen angelegten Alleen und gebunten Wege in ein freudiges Erstaunen, indem er sie mit den früher äußerlich schlechten, ihm sehr wohl bekannten Fahrstraßen auf den Wald verglich. Ganz bequem waren wir so bis auf den höchsten Punkt des Rißelbahns gelangt, als er ausstieg, sich erst an der kostbaren Aussicht auf dem Rondel ergözte,

dann über die herrliche Waldung freute und dabei ausrief: „Ach! hätte doch dieses Schöne mein guter Großherzog Carl August noch einmal sehen können!“ Hierauf fragte er: „Das kleine Waldhaus muß hier in der Nähe sein? Ich kann zu Fuß dahin gehen und die Chaise soll hier so lange warten, bis wir zurückkommen.“ Wirklich schritt er rüstig durch die auf der Kuppe des Berges ziemlich hochstehenden Heidelbeersträucher hindurch, bis zu dem wohlbekanntesten zweistöckigen Jagdhause, welches aus Zimmerholz und Breterbeschlag besteht. Eine steile Treppe führt in den obern Theil desselben. Ich erbot mich ihn zu führen; aber er lehnte es mit jugendlicher Munterkeit ab, ob er gleich Tags darauf seinen 82. Geburtstag feierte, mit den Worten: „Glauben Sie ja nicht, daß ich die Treppe nicht steigen könnte; das geht mit mir noch recht sehr gut.“ Beim Eintritt in das obere Zimmer sagte er: „Ich habe in früherer Zeit in dieser Stube mit meinem Bedienten im Sommer acht Tage gewohnt und damals einen kleinen Vers hier an die Wand geschrieben. Wohl möchte ich diesen Vers nochmals sehen und wenn der Tag darunter bemerkt ist, an welchem es geschehen, so haben Sie die Güte mir solchen aufzuzeichnen.“ Sogleich führte ich ihn an das südliche Fenster der Stube, an welchem links mit Bleistift geschrieben steht:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh,
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
Es schweigen die Vöglein im Walde;
Warte nur, balde
Ruhest auch du.

D. 7. September 1783.

Goethe.

Goethe überlas diese wenigen Verse und Thränen flossen über seine Wangen. Ganz langsam zog er sein schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Tuchrock, trocknete sich die Thränen und sprach in sanftem, wehmüthigem Ton: „Ja warte nur balde ruhest du auch!“ schwieg eine halbe Minute, sah nochmals durch das Fenster in den düstern Fichtenwald, und wendete sich darauf zu mir, mit den Worten: „Nun wollen wir wieder gehen.“

Ich bot ihm auf der steilen Treppe meine Hülfe an, doch erwiderte er: „Glauben Sie, daß ich diese Treppe nicht hinabsteigen könnte? Dies geht noch sehr gut. Aber gehen Sie voraus, damit ich nicht

hinuntersehen kann.“ Wieder erwähnte er in dieser wehmüthigen Stimmung den Verlust „seines guten Großherzogs Carl August.“ Auf dem Rückwege nach der Allee, wo der Wagen wartete, fragte er, ob auf der Kuppe des Riechelbafus auch das Vorkommen des verschmolzenen Quarzes, wie auf der hohen Lanne bei Stügerbach stände? worauf ich erwiderte, daß derselbe sehr zerklüftete bleiche Quarzporphyr eben so wie dort auf jener Höhe vorkomme und solches fast allen höchsten Punkten des nordwestlichen Theiles des Thüringer Waldes eigenthümlich sei. Er sagte darauf: „Dies ist eine sonderbare und merkwürdige Erscheinung und kann vielleicht künftig zu bedeutenderen Schlüssen in der Geognose Veranlassung geben. Wir sind überhaupt bloß da um die Natur zu beobachten; erfinden können wir in derselben nichts. Daber können auch die meteorologischen Beobachtungen, wenn solche unermüdet fortgesetzt werden, gewiß noch zu bedeutenden Resultaten führen.“ Beim Wagen angelangt, ergözte er sich nochmals an der herrlichen Aussicht und der köstlichen Umgebung, deren Anblick bei so reinem Himmel ein besonders günstiger war, setzte sich wieder in den Wagen und nöthigte mich, mich zu ihm zu setzen. So begleitete ich ihn wieder bis zu dem Gasthof zum Löwen, auf welchem Wege mir noch manche köstliche Belehrung in seiner Kräftsprache zu Theil wurde. Bei seiner Ankunft waren die beiden Enkel bereits aus dem Gebirge zurückgekehrt. Goethe unterhielt sich mit ihnen über das, was sie gesehen und hatte eine innige Freude an ihren Antworten und bisweilen wirklich recht scharfsinnigen Bemerkungen. Es war 2 Uhr und ich mußte zur Tafel bei ihm bleiben, wo die Gespräche fortgesetzt und von den beiden Enkeln die abenteuerlichen Wege durch die Fichtenwälder, da sie bisweilen die steilsten Abhänge hinauf und heruntergegangen waren, sehr malerisch geschildert wurden. Der erhabene Apappa (so nannten ihn seine Enkel) hatte seine herzlichste Freude darüber, wie seine freundlichen Gesichtszüge verriethen.

Nachmittags war der Geh. Rath und Oberjägermeister von Fritsch eingetroffen, da er in Weimar vernommen hatte, daß Goethe hierher gereist sei, um seinen Geburtstag hier zu feiern: zu welchem Tage er ihn zur Tafel lud.

Am 28. August früh 3 Uhr wurde im Gasthofe zum Löwen vor dem Zimmer, welches Goethe bewohnte, vom hiesigen Stadtmusikus Werten mit einem Musikchor auf Blasinstrumenten der Choral: „Nun danket Alle Gott“ angestimmt, zu seiner großen Freude und Ueberraschung. Nachdem noch einige Musikstücke vorgetragen waren, überreichten hiesige Jungfrauen ein Gedicht des Herrn Superintendenten Schmidt. Mittags vereinigte das Mahl bei dem Herrn Geh. Rath v. Fritsch die hiesigen Geistlichen und Beamten zur gemeinschaftlichen Feier. Auf Goethes Gesicht malte sich die größte Heiterkeit und die froheste Lanne hatte ihn begleitet. Nach der Tafel bemerkte er das am Forsthaufe gegenüberliegende alte Schloßchen und erinnerte sich des darin noch wohnenden alten Freundes, des Kaufmanns Hezer, welcher in gleichem Alter mit ihm war. Er ging also zu Fuß hinüber, um ihn zu besuchen, bei welcher Gelegenheit er sich mit großer Lebhaftigkeit der frühesten Jugendjahre mit ihm erinnerte, wie sie sich beide in Frankfurt a. M. kennen gelernt hatten.

Nachmittags wurde in Begleitung des Herrn Geh. Rath v. Fritsch nach Elgersburg gefahren, um die herrliche Felsengruppe des Körnbaches zu sehen. Eigenhändig schrieb er seinen Namen in das in der Porzellanmahlmühle ausgelegte Stammbuch für Fremde und fuhr darauf wieder zurück nach Jmenau. Abends ließ ich mit Janitscharenmusik die ganze Kammerberger Bergknappenschaft mit ihren Grubenlichtern aufziehen und ihm eine Abendmusik vor dem Gasthof zum Löwen bringen; wobei die Bergknappen auch „den Bergmann und den Bauer“ dramatisch aufführten. Das erfreute ihn ganz besonders, hauptsächlich wegen seiner beiden Enkel. Mit Vergnügen erinnerte er sich des Stückes aus früherer Zeit, da er noch mit dem Geh. Rath v. Voigt die Immediatkommission des hiesigen Silber- und Kupferbergbaues bildete. Auch in seinem Wilhelm Meister ist auf dieses Bergmannsspiel Bezug genommen.

Da er mir die Versicherung gegeben hatte, mein Besuch werde ihm angenehm sein, so oft es meine Geschäfte erlaubten, auch könne ich mit dem frühesten kommen, da er früh um 4 Uhr aufstehe, so besuchte ich ihn während seines sechstägigen Aufent-

halts jeden Morgen und fand ihn fast jedesmal, auch um 5 Uhr, am Arbeitstisch, entweder mit der Bleifeder schreibend oder lesend. Als ich ihn am 29. August in gleicher Beschäftigung antraf, bemerkte er, daß ihm sein Freund v. Auebel aus Jena die Uebersetzung eines älteren römischen Geschichtsschreibers zugesandt habe, aus welcher er sehe, daß sich die Gesinnungen der lebenden Menschheit stets wiederholen. Er habe gefunden, daß vor sechshundert Jahren fast derselbe Geist unter dem Volke geberrscht habe, wie jetzt: mit Beziehung auf die kurz vorher erfolgten revolutionären Bewegungen. Als ich mit darauf die Frage erlaubte, was er von diesen Bewegungen halte, gab er mir die Frage zurück: „Ist dadurch besser geworden?“ Besser glaube ich nicht, aber Manches anders, worauf er erwiderte: „Durch Stolpern kommt man bisweilen weiter, man muß nur nicht fallen und liegen bleiben.“

Auch fragte mich Goethe: „Ob das kleine Haus auf dem Schwalbenstein noch stände?“ Leider mußte ich ihm bemerken, daß solches nicht mehr existire, doch konnte ich ihm eine Zeichnung davon vorlegen. Er bemerkte darauf, daß ihm in diesem kleinen Hause, in welchem er sich sonst oft aufgehalten habe, die erste Idee zur Iphigenie auf Tauris gekommen sei. Das kleine Jagdhaus stand am Hanzberg zwischen Ilmenau und Ranebach und gewährete auf seinem hohen Felsen in der düstern Fichtenwaldung die herrlichste Aussicht in das Ranebacher Gebirgsthal.

Goethe verließ darauf Ilmenau mit der Versicherung, im künftigen Jahre seinen Geburtstag wo möglich wieder hier feiern zu wollen.

(Weimarer Sonntagöbel.)

Briefe aus Weimar

Edel

Kunst und Künstler der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

VII.

Symphonie-Fantastique.

In dem Bestreben, die Geistestiefe einer wahrhaft großen Individualität zu ergründen, suchen wir das Centrum des Ideenreiches, aber es ergeht uns dabei

nicht besser, wie dem Forscher, der zur Ergründung der Entwicklungsgeschichte des Erdballes in dessen Inneres einzudringen sucht.

Je tiefer er gräbt, desto schwieriger und mannigfaltiger wird die Aufgabe. Immer neue Schachte öffnen sich dem staunenden Auge. Hier winkt eine Höhle voll seltener, blühender Krystalle, — dort eine geheimnißvolle Ader edlen Metalles, die in neue Tiefen führt. Hier treffen wir auf einen tiefdunklen, ewig unbeweglichen, unterirdischen See, bevölkert mit fremden wunderbaren Geschöpfen, — dort springt uns ein heißer, sprudelnder Quell, voll ungeahnter Wunderkräfte entgegen. Schicht lagert auf Schicht, und je mehr wir vorwärts dringen, desto heißer wird der Boden unter uns. Und endlich kommen wir der Region nahe, wo das ewige Centralfeuer fluthet und wallt, das zuweilen eine sichtbare Aunde von seinem glühenden Leben durch Vulkane zu uns sendet. Und die flammenden Wellen der Lava gebieten uns in der Tiefe: „Bis hierher und nicht weiter!“ — Wenn sie aber nach Jahren auf der Oberfläche erkaltet, regungslos auf der fremden Erde liegen, schreiten wir leicht über sie hinweg. Die kalte Lava ist auch nicht mehr, was sie gewesen, als sie am Heerd des ewigen Feuers fluthete und wallte!

Was dem Menscheninn sich offenbart, ist auch immer nur ein Kleines und Halbes, was in der Brust eines großen Geistes lebt und waltet!

Solche Gedanken bewegen mich immer, wenn eine Partitur von Berlioz ihre Geheimnisse vor mir zu entfalten beginnt. Ich wünschte, Sie einführen zu können in ihre Meisterien — aber wie soll mir das gelingen? Wie soll ich Ihnen mit Worten einen Begriff von der Musik geben, die Sie nie gehört haben, und zwar von einer Musik, die, wenn Sie sie auch gehört hätten, bei einmaligem Vorübertrauschen Ihnen wiederum nur einen schwachen Begriff von den Schätzen geben könnte, die in ihrem Fundamente verborgen ruhen?

Die einmalige Aufführung eines solchen Werkes giebt für den Aufmerksamen und Befähigten zwar ein Gesamtbild — aber etwa ein solches, wie er erhalten wird, wenn er auf einem Strom an einer Weltstadt vorüberfährt, oder wenn er in schwarzer Gewitternacht vor einem Wunderwerk der Baukunst steht, und helle Blitze das Werk auf Augenblicke groß beleuchten.

Es ist etwas Eigenthümliches um das „Verstehen“ der Musik. Der Sinn dafür muß angeboren sein. Man bedarf zur receptiven Thätigkeit nicht minder eines Talentes, wie zur productiven Thätigkeit, natürlich eines weit geringeren, mehr variiren. Das zweite Mittel zum Verständniß ist aber eine gewisse ästhetische und technische Vorbildung, die überhaupt nirgends fehlen darf, wo es sich um genaue Beobachtung, um bewußtes Aufnehmen des außer uns Liegenden, und endlich um ein klares Urtheil handelt.

Einer der unheilvollsten Sätze der älteren Aesthetik

ist: „Daß das wirklich Schöne auch ein absolutes sei, „das sofort von Jedem als schön anerkannt werden, „und in seiner Wirkung allenthalben sich gleich bleiben „müsse.“ — Abgesehen davon, daß das Schöne wohl in der Abstraktion absolut gedacht werden kann, aber in der Realität der Kunst immer nur ein Relatives sein wird, so sagt auch schon der gesunde Menschenverstand, daß das vage sinnliche Wohlbehagen, das ein ungebildeter Mensch bei dem Anhören der Musik empfindet, mit dem bewußtvollen klaren und begeisterten Erfassen derselben, durch einen Meister der Kunst, nicht mehr Ähnliches hat, als etwa das Wohlbehagen eines Thieres, das sich in der Sonne streckt, mit dem geistigen Genuß eines Physikers, dem bei Beobachtung derselben Sonnenstrahlen vergönnt ist, einen tiefen Blick in die Geheimnisse der ewigen Weltgesetze damit zu verbinden.

Schumann's Ausspruch: „Daß nur der Genius „den Genius ganz verstehe“, trifft daher die Wahrheit im innersten Kern.

„Es können aber nicht lauter Genies im Concertsaal sitzen“ — höre ich hier erwidern — „und doch „soll eine Symphonie Jeden ergreifen und Jedem „fallen.“ — Allerdings; aber es fragt sich nun wie und wodurch. — Wird vielleicht Kaulbach's „Blüthe Griechenlands“ vom Bauer, der zum ersten Male in die Residenz kommt; vom Bürger, der zur Sonntagserholung das Museum besucht; vom flüchtigen Reisenden; vom schriftstellernden „vikanten“ Touristen; vom Kunstliebhaber; vom Archäologen; vom Aesthetiker; vom Poeten; endlich vom Maler, und hier wieder von denen aus verschiedenen Schulen und von verschiedenen Richtungen — mit gleichen Augen gesehen? Im Gegentheil, Jeder derselben wird und muß anders, und mit anderen Augen sehen. Und wer unter diesen Allen wird mit Recht sagen können, er habe das Kunstwerk ganz erfasst und vollkommen verstanden? Wie unbestimmt, dehnbar und schwankend ist doch dieser Begriff des Verstehens! Wieviel Selbsttäuschung und verzeihliche Ueberschätzung rasirt hier für baare Münze!

Glaubt man vielleicht, das Ohr jenes vielköpfigen Fabelthieres, „Publikum“ genannt, sei gebildeter, als das Auge? Im Gegentheil finden wir, daß die bildenden Künste dem Verständniß weit näher liegen, weil sie dem Auge eine unmittelbare Anschauung im Gegenständlichen darbieten. Freilich hält sich das Publikum auch hier immer nur an das Oberflächliche, unmittelbar zu Erfassende, und wird in den meisten Fällen die tiefer liegende poetische Idee, die in jedem Kunstwerk zur Gestaltung kommen soll, weder suchen noch erkennen.

Dennoch ist es eine merkwürdige Erfahrung, daß, obgleich das wahre Verständniß der Musik ungleich seltener gefunden wird, als ein gewisses Verständniß der Poesie und bildenden Kunst — nirgends rascher, unüberlegter und anmaßender geurtheilt wird, als in der

Musik. Hier will Jeder, der eine Anzahl von Concerten und Opern besucht hat, oder in seinen Musestunden auf dem Klavier dilettirt, Etwas verstehen; hier glaubt Jeder urtheilen und tadeln zu können, und maßt sich ohne Weiteres an, dem Componisten gute Rathschläge und ästhetische Fingerzeige zu geben.

Es wird einem Dilettanten oder Laien so leicht nicht beikommen, dem bildenden Künstler entgegen zu treten und etwa zu urtheilen: Für diese Landschaft gehört Sonnenlicht und keine Mondbeleuchtung; jene Baumgruppe ist unmotivirt; hier fehlt Staffage; jenes historische Motiv dürfte nur al fresco, und nicht in Del gemalt werden; diese Statue mußte in griechischem Kostüm ausgeführt werden, das moderne ist falsch; der romanische Styl paßt für diese Kirche nicht; u. s. f. — Werden solche Urtheile unmotivirt hingeworfen, so zuckt der Künstler die Achseln und läßt den Tadler stehen, wenn er ihn nicht gar verlacht.

Dieser Ton ist aber bei Beurtheilung der Musik dem Publikum so geläufig geworden, daß Jeder im vollen Rechte zu sein glaubt, wenn er nach flüchtigem Hören dem Componisten keck seine Meinung als Urtheil hinwirft. — Dieser Symphoniesatz ist zu lang, jener zu kurz; wozu fünf Sätze? Drei waren hinreichend; die Instrumentation ist viel zu stark; die Harmonien sind affektirt und gesucht; die Melodie ist kalt, sie fällt nicht in's Ohr; hier ist kein Gefühl, dort keine Leidenschaft — mit solchen Phrasen ist Jeder gleich bei der Hand, wenn er von der Musik auch nicht mehr versteht, als nöthig ist, um eine Sonate von Kuhlau oder Diabelli nach vorgeschriebenem Fingersatz abzuspielen.

Der Grund davon ist, daß in keiner Kunst der Dilettantismus bis zu einem gewissen Grade leichter zu erlangen, und deshalb auch weitverbreiteter ist, als in der Musik. Und diese schädliche Seite seines Einflusses wiegt vieles Gute, das man ihm nicht absprechen kann, namentlich beim Erscheinen neuer Werke auf, weil hier der Stab gewöhnlich schon vom Publikum gebrochen wird, bevor der ernste Kunstrichter überhaupt nur ein Urtheil zu geben wagt.

Es ist, wie schon bemerkt, nicht allein ein gewisser Grad von Vorbildung und Studium zum Verständniß eines musikalischen Werkes nöthig, man bedarf dazu auch eines eigenthümlichen Talentes, das wir ein receptiv musikalisches nennen, und das im Ganzen, selbst unter den Kritikern und Musikern, seltener gefunden wird, als man erwarten sollte.

Es ist in erster Linie die Fähigkeit, in fremde Ideenkreise einzudringen, abgeschlossene Individualitäten im Kern zu fassen. Es ist im geringeren Grade das Talent, die Sprache der Musik überhaupt zu verstehen und in ihr nicht nur Töne und Laute, sondern auch Sinn und Zusammenhang zu finden.

Man hat auf dieses receptiv-musikalische Talent bisher zu wenig Gewicht gelegt. Von vielen Seiten wird

man es als eine besondere Gabe nicht einmal gelten lassen wollen, und doch sind vielfache Erfahrungen nur durch Annahme desselben zu erklären.

Daß eine besondere Fähigkeit dazu nöthig sei, fremde Erscheinungen in ihrer Totalität überhaupt zu erfassen, wird wohl Niemand in Abrede stellen. Nicht nur die Kunst, auch das tägliche Leben giebt uns hierfür hundertfache Belege. Dieses Talent allein befähigt uns, verbunden mit einer glücklichen Beobachtungsgabe, im Umgang mit Menschen ein gewisses Uebergewicht dadurch zu erlangen, daß wir sie leicht durchschauen; auf Reisen durch schnelle Assimilation fremder Eindrücke uns wahrhaft zu bilden; bei plötzlich eintretenden Ereignissen die rechten Mittel schnell zu ergreifen, u. Dem darstellenden Künstler, dem Schauspieler, Sänger, Instrumental-Virtuosen, u. verleiht es jene Genialität in der Auffassung und Wiedergabe, die durch bloßes Nachahmungstalent nicht zu erklären ist. Dem Kritiker giebt es jene Sicherheit des Urtheils, die dem bloßen „Techniker“ in der Kunst überall da mangelt, wo es sich nicht bloß um handwerksmäßige Thätigkeit nach allbeliebten Innungsgebräuchen, sondern um ein selbstständiges Fußes auf neugewonnenem Terrain handelt.

So wenig nun die gründlichste Vorbildung und Durchbildung schon hinreichend ist, einen schaffenden Künstler hervorzurufen, sowenig ist sie auch ausreichend, uns den wirklichen Geist einer Sache erfassen zu lehren, der zwar immer in der Form ruht, eben so, wie die Kraft im Stoffe, nur in ihren Wirkungen auf verwandte Kräfte erkennbar, nicht aus dem Stoffe heraus zu schälen!

Das Grundgesetz des Magnetismus, daß gleichnamige Pole sich abstoßen und ungleichnamige sich anziehen, ist auch im Kunst- und Geistesleben wieder zu finden, nur daß hier umgekehrt das Gleichnamige, Sympathische sich sucht, das Ungleichnamige, polar Gegensätzliche sich abstößt. Die bei weitem größte Masse der Menschen verhält sich jedoch zur Kunst diamagnetisch, d. h. für Anziehung und Abstoßung gleich indifferent, zwischen Beiden inne schwebend in diagonalen Richtung. Und diesen diamagnetischen oder indifferenten Naturen, die weder positiv noch negativ angeregt, weder produktiv noch receptiv begabt sind, spreche ich die Fähigkeit, ein Tonwerk zu verstehen, ohne Weiteres ab. Diese mögen zwar das Gewebe mit mikroskopischer Genauigkeit erkennen und zerlegen können — aber die Lebenskraft, die in jeder Elementarzelle waltet, die nicht „mit Hebeln und mit Schrauben“ herauszupressen ist, entflieht stets ihrem, nur das Gegenständliche suchenden Blick.

Es ergeht den Meisten beim Anhören der Musik, wie beim Anhören einer Dichtung in fremder wohlklingender Sprache, von welcher sie eine nur unvollkommene, oder wohl gar keine Kenntniß haben. Sie hören den Wohlklang, die Harmonie der Worte, des Raumes, den Tonfall im Rhythmus, die Melodie der

Sprache; sie hören, wenn sie etwas mehr gebildet sind, hier und da ein bekanntes Wort, eine geläufige Construction, eine gebräuchliche Phrase — aber den wahren inneren Zusammenhang, und vollends den Geist der Sprache, den Schwung der poetischen Kraft vernehmen sie nicht. Die Worte klingen ihnen schon, die Satzfügung bewundern sie — weiter bringen sie es, selbst im äußersten Falle, nicht.

Hierin liegt zugleich das ganze Geheimniß, wodurch sich der specifisch-technische Musiker vom künstlerisch-poetischen Musiker unterscheidet. Denn derselbe Mangel an innerer Begabung, welcher viele Musiker absolut verhindert, die geistige Tiefe der ihrer Natur fremdartigen Musik zu erkennen, hindert sie auch in der eignen Produktion, mehr als nur Aeußerliches, jedem Techniker sofort Erkennbares zu bieten. Ein gründlich gebildeter Harmoniker und Contrapunktist kann zur Noth Alles machen, ohne nur eine Spur von wirklicher Gründungs-gabe und Schöpferkraft zu beizugeben. Hat er sein Thema erst heraus gerechnet, so contrapunktirt er frisch darauf los, und die Fuge muß tadellos werden; er variirt in's Unendliche, und ein Thema mit 104 Variationen (à la Sechter in Wien) muß zu Stande kommen. In die gehörige Anzahl von Motiven wohl zusammen gesucht, so kann es an der Durchführung nicht fehlen, und die Ouvertüre, die Symphonie kann möglicherweise im schönsten Ebenmaß der Dimensionen sich produciren. Es ist specifische Musik, die uns fertig vorliegt. Alles ist da, richtige Form und Behandlung, die nöthige Melodie, die verständlichen Harmonien, die gelehrte Arbeit, der gründliche Contrapunkt. Der specifische Musiker ist entzückt — kein Tadel zu finden.

Und doch fehlt Etwas: der Genius, der bei der Geburt des Werkes die glückliche Constellation der erhöhten Geisteskräfte bewirkte, der beim Erfinden die Seele durchzuckte und entflammete, der beim Ausführenden Griffel leitete — und der poetische Musiker wendet sich traurig ab, und sagt: Das sind Töne und Tonfolgen, das sind Harmonie-Verhältnisse und Melodie-Verbindungen, das ist eben doch noch keine Musik! —

„Wenn Ihr's nicht fühlt,
Ihr werdet's nie erjagen!“

Eine Frühlingsliebe.

Sonette

von Ludwig Nebau.

(Schluß.)

IX.

Du lästst mich zu der Schaar der Glaubenslosen,
Die ihren Gott voll Wahn sich selber schaffen,
Den hehen Menschen werfen zu den Affen
Und täglich mehr sich an der Welt erbofen. —

Ich glaub den Geit der Sternen und der Rosen,
Durch den ich konnte mich der Nacht entlassen,
Und der mir gab des Geistes scharfe Waffen,
Dem blinden Wahn sie tief ins Herz zu stoßen:
Dem Narrenwahn, der sich als Geit empfindet,
Dem Pfaffenwahn, der vor dem Licht erblindet,
Der Lieben Sünde heißt und Leben — Sterben;
Ich laß' mir nicht den klaren Blick verderben,
Ich kann nicht feig vor Tod und Sterben beben,
Weil ich dich liebe, glaub ich an das Leben.

X.

O laß' mir nur den Lichtstrahl eines Kusses
In meine liebestrunke Seele sinken,
Dann soll die reiche Welt des Herzens blinken
Im vollen Glanz des Liebesüberflusses.
Der Schag des Lieds, vom Dämmer des Verdrußes
Noch halb verdunkelt, folgt den holden Winken,
Er steigt emper, den Strahl des Lichts zu trinken
Gedeckt vom Zauberhauche des Genusses:
Wohl weiß ich nicht, ob ich der Liebe Freude
Ertragen kann, wie ihren Schmerz ich trug, — —
Ich hab' den Blick geheftet auf das Heute,
Lebt' ich nur heut geliebt, lebt' ich genug, —
Ich schau dich an, laß' mich um Liebe werben,
Um einen Kuß vom Glück werd ich nicht sterben!

XI.

Nun hab' ich's müd, den Tantalus zu spielen,
Nach deinem süßen Aug und dunklen Haaren,
Nach der Gestalt, der vollen, wunderbaren,
Will ich nicht länger halbverstehten spielen.
Die Lieder, die dir oft so wohlgefielen,
Weil sie ein süß Geheimniß dir bewahren,
Sie sollens laut und muthig offenbaren,
Wie sie getungen nach gar holden Zielen.
Und dieses Herz, dem eit in guten Stunden
Ein frischer Quell von Träumen reich entfließen,
Sei von der Wirklichkeit nun überwunden
Und pochend eng an deren Brust geschlossen, —
Mag holden Zorn mir auch dein Auge blißen,
Was ich erwerben, will ich auch besitzen.

XII.

Du hast's gehört, o Frühling, — deine Pflume
Sie haben selig träumerisch gerauscht,

Als ich mit ihr den ersten Kuß getauscht,
Und deine Lieder jauchzten durch die Räume!
Du bist mein Zeuge, wie das Leben schäume,
Wie auch die Welt an mir verüberrauscht,
Dein grüner Wald hat unser Glück belauscht,
Und solches Glück stirbt nicht, wie flücht'ge Träume.
Du hast's geweckt mit deinem Sonnenstrahle,
Das stille Herz mit seinem reichen Lieben,
Dein milder Hauch von Hügeln und vom Thale
Hat dieser Rose Gluth ans Licht getrieben,
Mag, holder Lenz, dein Schimmer auch erlassen,
Du mußt mir doch die holde Rose lassen!

XIII.

Sonst fleh' mir kaum ein flücht'ger Scherz vom Munde,
In der Gedanken Tiefe wollt ich tauchen,
Den Ernst des Lebens sehn in deinen Augen
Und niemals ging ich von dir ohne Wunde!
Und jetzt durchs Scherz ich mit dir manche Stunde
Und lasse mich von deiner Huld umbrauchen,
Ich darf das süße Recht des Freundes brauchen
Und küssen dich so recht vom Herzen Grunde!
Was ich sonst klagend sang, wie rothe Blüthe,
Die dunkle Nacht durchdrang es meiner Seele,
Und jetzt bin ich so selig im Besitze.
Und was ich, träumend halb, der Welt erzähle,
Ich ahne hoffend, daß es sich bewähre,
Und daß in dir mein Lied sich selbst verkläre!

XIV.

Die letzte Blüthe nun zum Kranz der Lieder!
Laß' mich dem Leben, — eh' dem Lied aufs Neue
Ich leben mag, eh' Jubel oder Reue
Die junge Seele treibt zum Singen wieder!
Noch hebt das Lustgefühl durch meine Glieder,
Daß ich besitze, was in holder Treue
Mein Eigen ist. — Daß ich zu glauben scheue,
Als ginge je mir diese Sonne nieder!
Was nun auch kommt, — Herbst, oder Frühlingsdauer,
Der Treue Glück, des Scheidens bitt're Trauer,
Ich halte nur die Gegenwart umfassen,
Und stille steht Erinnern und Verlangen.
Lust oder Schmerz, was auch die Zukunft bringe,
Laß' mich's erleben, eh' ich weiter singe!

Würzburg, im Juli 1855.

Fenilleton.

Zeitschwingen.

Epische Dichtung. Der Erfolg, welchen Joseph Victor Scheffel mit seinem „Ekkehard“ gehabt, hat

auch einer frühern Dichtung des Poeten, dem „Trompeter von Säckingen“ die Anerkennung des Publikums und der Kritik gebracht. Das Epos ist abgesehen von

seiner etwas lockern Form nur empfehlenswerth. — Von Adolf Stern, dem Dichter der „Boetischen Erzählungen,“ erscheinen im Verlage von Heinrich Matthes demnächst „Zwei Frauenbilder“ — neue erzählende Poesieen mit historischem Hintergrunde.

Th. W. Danzel. Der Privatdocent der Literatur an der Universität Leipzig, Th. W. Danzel, der im Jahre 1850 zu früh für sich wie für die Wissenschaft starb, gehörte zweifelsohne zu den trefflichsten jungen Literaturhistorikern. Im Augenblick erscheint eine zweite Auflage seiner Monographie über „Gottsched und seine Zeit“ — gleichzeitig giebt Professor Otto Jahn ausgewählte „Gesammelte Aufsätze“ mit einer biographischen Vorrede heraus. Wir sehen aus derselben, wie Danzel als ein fester männlicher Charakter äußere Widerwärtigkeiten besiegt und unter allen Umständen an der Würde der Wissenschaft, an seinem höheren Ziel festgehalten hat. Leider war es Danzel nicht vergönnt, sein bestes Buch über „Leßing, sein Leben und seine Werke“ zu vollenden. Der zweite Theil derselben rührt von G. E. Guhrauer her. —

Historische Schriften. In den letzten Monaten erschienen eine Reihe von historischen Werken, die bei streng wissenschaftlicher Behandlung des Stoffes durch ihre Form geeignet sind, dem gebildeten Publikum empfohlen zu werden. Obenan steht Gerwinus' „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.“ Als höchst interessant und bedeutend sind ferner die Schriften von Thaddäus Lau: „Die Gracchen und ihre Zeit,“ (Hamburg, bei Hoffmann und Campe) und „Der Aufstand in Konstantinopel unter Kaiser Justinian von Adolf Schmidt (Professor an der Universität Zürich) zu bezeichnen. Ganz neuerdings kam der erste Band eines größern culturgeschichtlichen Werkes von Hartwig Hoto „Kaiser Heinrich der vierte und sein Zeitalter“ (Stuttgart und Hamburg, bei Rudolf Besser) heraus. Auch die im Meidingerschen Verlage in Frankfurt erschienene „Deutsche Geschichte“ von Hagen in Heidelberg ist hier nachträglich noch zu erwähnen.

Journalistisches. Die Redaction der Hamburger „Jahreszeiten“ ist von Ernst Willkomm neuerdings wieder auf Feodor Behl übergegangen. — Das „Weimariische Sonntagsblatt“ soll vom ersten October an in größerer Ausdehnung erscheinen, welche Maßregel für

Publikum und Blatt gleichzeitig vortheilhaft sein würde. In seinen letzten Nummern enthielt es wieder mancherlei Interessantes: noch ungedruckte Briefe Goethes; Beiträge von Hofrath Schöll, Ludwig Bockstein, Adolf Stern und Andern — außerdem ein treffliches, sehr reichhaltiges und geschmackvolles Feuilleton.

Musik. Richard Wagners „Tannhäuser“ soll, wie man uns aus Berlin schreibt, daselbst in nächster Zeit unter Direction von H. Dorn zur Aufführung gelangen. — Die komische Oper Emil Büchners „Dame Kobold“ soll auf dem Stadttheater zu Leipzig im Laufe des Winters gegeben werden. — Verschiedene Bühnen (auch Hoftheater) bereiten „Die Weiber von Weinsberg“ von G. E. Conrad vor und ignoriren Robert Schumanns „Genoveva“ noch immer. Dabei haben wir fünf Musikzeitungen und an vierzig Journale, die „anständig“ heißen und den „guten Geschmack“ vertreten wollen, aber solchem Scandal geruhig zusehen oder wohl gar Beifall klatschen!

Federzeichnungen zu Schillers Glocke. Von dem Maler Bernhard Neher erscheinen 40 Federzeichnungen zu Schillers „Lied von der Glocke,“ nach den Entwürfen des Meisters zu den Wandgemälden im Großherzogl. Schlosse zu Weimar in Holzschnitt ausgeführt. Das erste Heft in 20 Blättern ist in brillanter Ausstattung und zu verhältnißmäßig geringem Preise erschienen. Dr. C. Vogel in Leipzig hat die schön ausgeführten Blätter mit einem Vorwort begleitet, aber auf einen eigentlichen Commentar, der auch hier kaum am Platze sein dürfte, verzichtet. Die Zeichnungen des ersten Heftes begleiten Schillers Gedicht bis zu den Worten:

„Er zählt die Häupter seiner Lieben“
„Und sieh, ihm fehlt kein theures Haupt.“

Möge das empfehlenswerthe Werk, das zugleich als eine neue Verherrlichung unseres Schiller zu begrüßen ist, allenthalben die wohlverdiente Theilnahme und zahlreiche Verbreitung finden.

Bermischtes.

Das Leben des Turnvaters Jahn. Heinrich Bröhle hat soeben die Biographie des Turnvaters Jahn veröffentlicht. Abgesehen davon, daß derselbe überhaupt eine interessante Persönlichkeit war, hat er durch

gewisse Zeitumstände sogar eine Art historische Bedeutung gewonnen und es dürfte eben darum seine Biographie sich einer allgemeineren Theilnahme erfreuen. Bröble gedenkt auch die hinterlassenen Schriften des „Turnvaters“ herauszugeben.

Die Zwischenactsmusik. Wie wir seiner Zeit erwähnt, hatte das Gastspiel Bogumil Dawisons in Berlin den Wegfall der Zwischenactsmusik zur Folge. Jetzt hat sich ein heftiger Streit darüber entsponnen, ob man überhaupt die Zwischenactsmusik wegfällen lassen oder beibehalten wolle. Als Vertreter des Beibehaltens tritt Karl Gunkow, als Vertreter des Wegfallens Ferdinand Hiller in Köln in aller Entschiedenheit auf. Der Redacteur der „Neuen Zeitschrift für Musik“ Franz Brendel sucht in dieser Controverse als Vermittler aufzutreten. Anerkennend, daß ohne Musik der Zwischenact etwas Nüchternes, Peinliches erhält, was den Eindruck des Dramas beeinträchtigt, kann er gleichwohl nicht in Abrede stellen, daß die bisherige Art der Zwischenactsmusik eben oft eine Entwürdigung der Musik war. Er schlägt deshalb vor, einen besondern Dirigenten, der passende Wahlen für die Zwischenacte zu treffen haben würde, für diesen Behuf anzustellen: eine Idee, die jedenfalls näherer Berücksichtigung werth ist.

Das Grab des Columbus und die Havannesen. Der berühmte deutsche Naturforscher M. Wagner theilt in der N. Z. „Bunte Skizzen“ aus Cuba mit, und erwähnt auch des Domes von Havannah, in welchem sich die Grabstätte des Entdeckers von Amerika befindet. Wagner sagt: das Innere der Kathedrale, welche von den Jesuiten im Jahre 1524 erbaut worden, ist architektonisch ziemlich glücklich durchgeführt und gefällt durch seine Einfachheit und Symmetrie. Wer dem Andenken berühmter Männer gern eine fromme Erinnerung widmet, der findet in dieser Kirche eine kleine Stelle, die er mit nicht weniger Ehrfurcht betreten wird, als irgend eine durch die größten Namen der Weltgeschichte geweihte Wohnstätte: das Grab des Christorh Columbus! Schwarzer Undank gegen ihre Helden besleckt die Geschichte vieler Länder. Auch das „große Rom“ und das „edle Griechenland“ haben dazu reiche Beiträge geliefert. Schmachvoller aber hat nie ein Land seine größten Wohlthäter belehnt, wie Spanien den großen Colon, den es zum Dank für das Geschenk einer neuen Welt in Ketten warf. Im Grabe selbst noch große

Männer zu verfolgen, darin haben es die Spanier sogar noch den römischen Imperatoren zuvor gethan. An Columbus Grabstätte aber sollte dauernder Schimpf haften. Der schlechteste Stümper von einem spanischen Sculptor hat einen mageren Ritter von der traurigsten Gestalt mit steifer Halskrause über dem Grabsteine gemeißelt und unter diese Frage den Namen des Welt-Entdeckers Colon geschrieben. Der schlechteste Mittelvers aber, der je in castilianischer Sprache geschrieben worden, steht als grausame Musenfolter unter dem Jammerbilde. Don Jose Arbolaga, welcher eine Beschreibung von Cuba publicirt hat, preist zwar den spanischen Galgen, der nach seiner Meinung eine wohlverdiente Stelle für den armen Lopez war, welcher Cuba von Spanien losreißen wollte, aber die fürchterliche Keim-Tortur, welche man dem Grabe Columbus angeheftet, kann er doch nicht loben. Obwohl er unter Censur geschrieben, wagt er dennoch, seinem Unmuthe in einigen Worten Luft zu machen. Der trauernde Genius, welchen der Bildhauer neben Anker und Tafelwerk angebracht hat, scheint in der That die gequälte Muse selbst darzustellen, welche unter der Folter jenes poetischen Stümpfers ihr Ach und Weh schreit. Wir haben die Kathedrale von Havannah öfters besucht und immer mit einiger Spannung nach jener Stelle zur Linken des Hochaltars gesehen, unter deren Marmor die berühmte Urne liegt. Nie haben wir einen Spanier oder Creolen dieser Stelle den flüchtigsten Blick gönnen. Der junge Seminarist, der uns nach der Stelle führte, schien fast verwundert über eine gewisse Emotion, die wir am Grabe des großen Mannes nicht ganz unterdrücken konnten. Er fragte uns, ob Columbus vielleicht unser Landsmann oder gar Verwandter gewesen, und wußte nichts Näheres zu sagen, wann und wie diese Gebeine nach Cuba versetzt worden seien, obwohl er darüber in jedem Geschichtsbuche des spanischen Amerika das Nähere hätte lesen können. Die meisten Bewohner von Havannah scheinen nicht einmal zu wissen, daß Columbus Staub in ihrer Kathedrale liegt.

Correspondenz.

Leipzig, den 10. September 1855.

Seit dem 1. September ist das hiesige Stadttheater wieder eröffnet — die Livellibühne geschlossen. Wenn es nun schon als ein Fortschritt zum Bessern betrachtet werden muß, daß sich die Kunst wieder unter Dach und Fach befindet, so

sind doch die Erwartungen, mit denen man der Wiedereröffnung der Bühne entgegen sah, nur zum kleinsten Theile gerechtfertigt worden. Das Repertoire ist bis jetzt erträglich gewesen, obwohl die Direktion von den zahlreichen vortrefflichen Novitäten der letzten Zeit nicht im geringsten Notiz zu nehmen beliebt. Das Personal dagegen ist fast durchwegs neu, und hält vor dem Publikum Proben um ein Ensemble zu erzielen. Das unter so bewandten Umständen ein bedeutender Theil der gebildeten Welt nach Dresden reist, um dort gute Schauspiele zu sehen und sich um das hiesige Theater gar nicht bekümmert, ist nur natürlich. Wenn wir das auch nicht zutheilen wollen, müssen wir denn doch diesem Theil des Publikums weit eher Recht erteilen, als der Theaterdirektion, die sich darüber beklagt und alle mögliche Misere damit rechtfertigen möchte. — Uebrigens: den guten Moment, das Theater in die Hand zu nehmen, hat die Stadt verübergehen lassen und alles Kunstelend dieses Winters wird die Folge sein!

Die Gewandhausconcerte (in denen fortan die Einrichtung der Familienbilletts vernünftigerweise hinwegfällt) werden nun unter Direktion von Riez baldigst beginnen. Die Concerte der „Cuterpe“ wird der Organist und Dirigent des Pauliner Männergesangsvereins Herr Sanger leiten, da Musikdirektor Riccius die Capellmeisterstelle des hiesigen Theaters übernommen hat.

Das Kunstleben des verfloffenen Sommers hat sich eigentlich auf die Scenen zum Besten des gagelosen Chors- und Theaterpersonals beschränkt; wir müßten nachträglich noch der Vorlesungen des Herrn Ferdinand Stolte erwähnen, welcher an mehreren Abenden den zweiten Theil des „Faust“ vorlas, den er geschaffen und der, wenn er fünfzig Jahre früher erschien, Göthe viel Mühe hätte ersparen können. So erschien er nur als ein glücklich durchgeführtes Experiment um genannt zu werden. — Unter den bedeutendern Versüßern der Stadt während des Sommers nennen wir Dingelstedt und den rheinischen Dichter Wolfgang Müller von Königswinter. —

Sobald in Theater, Concerten, Vorlesungen, oder anderswo ein geistiges „Ereigniß“ vor sich geht, werde ich nicht verfehlen, Ihnen Meldung zu machen. Zur Zeit aber bin ich genöthigt, diesen Bericht in aller Kürze abzuschließen. S. R.

Gotha, September 1855.

Der vom Organisten Heinrich Sattler zuerst ins Leben gerufene Mozart-Verein hat sich durch Annahme der, vom Rechtsanwalt Haushalter vorgeschlagenen Statuten, sowie durch Wahl eines Directoriums, am 24. August in Gotha nun definitiv constituirt. Die Theilnahme an dieser ersten Versammlung war zwar nicht so zahlreich und allgemein, als man wohl erwartet hatte, doch waren auch entfernte Orte theilweise sehr würdig vertreten. Die Beratungen wurden im Theater in Gotha abgehalten und ziemlich rasch beendet.

Der wesentliche Inhalt der Statuten ist folgender: Der Mozart-Verein verfolgt die Tendenz, aufstrebende musikalische Talente zu fördern und hilfsbedürftige Künstler, wie

deren Familien, zu unterstützen. Bei neithleidenden Künstlern entscheidet lediglich das Bedürfniß und der sittliche Werth des zu Unterstützenden. Will dagegen ein aufstrebendes Talent die Hilfe des Vereins in Anspruch nehmen, so hat der junge Künstler dem Directorium eine Composition einzureichen. Wird das Werk als „originell“ (?) anerkannt, dann wird die Unterstützung theils durch Ertheilung von Stipendien, theils durch Herausgabe der Composition von Seiten des Vereins vermittelt. — Die Fonds werden theils durch regelmäßige, theils durch außerordentliche Beiträge gebildet. Zu ersteren verpflichtet sich jedes Mitglied im Minimum von jährlich 2 Thalern. Für letztere hofft man die Theater- und Concert-Direktionen zu gewinnen, welche aufgefordert werden, zum Besten des Vereines Aufführungen von Mozart'schen Opern und Concerte zu veranstalten. Außer sonstigen freiwilligen Liebesgaben rechnet man auch auf eine Tantieme von Seiten der Musikalienverleger bei Werken, die einen besonders vertheilhaftigen Verlag gewähren. Der Sitz des Vereines ist Gotha. Die Verwaltung der Fonds steht unter Oberaufsicht des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, welcher das Protectorat übernommen hat.

In das Directorium wurden gewählt: Die Hof-Kapellmeister List in Weimar, Lampert in Gotha, Spohr in Cassel und Reißiger in Dresden, Musikdirektor Martull in Danzig und Rechtsanwalt Haushalter in Wernigeroda. Die ersten Einnahmequellen des neuen Vereines werden, außer dem Jahresbeitrag der schon jetzt unterzeichneten Mitglieder, die Einnahme bilden, welche ein zum Besten des Vereines herauszugebendes Mozart-Album und ein Kirchen-Concert erzielen, das Ende September von den vereinigten Liedertafeln von Halberstadt, Quedlinburg, Wernigeroda und Blankenburg, in Blankenburg veranstaltet werden soll. Einnahmen von anderen Concerten werden hoffentlich bald folgen. — Das Mozart-Album wird zur Mozartfeier 1856 veröffentlicht. Die berühmtesten Componisten der Gegenwart haben Beiträge zugesagt, auch der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha hat eine Composition in Aussicht gestellt. Die Widmung derselben hat der König von Preußen angenommen.

Im Hinblick auf die Tendenz des Vereines und die ausgezeichneten Männer, welche zu seiner Vertretung berufen wurden, kann man für sein Gedeihen nur die besten Wünsche und Hoffnungen hegen. Namentlich ist die ausgedehnteste Mitgliedschaft und die Theilnahme recht vieler Theater- und Concert-Direktionen an den Benefiz-Aufführungen, vor Allem zu wünschen, da die Beschaffung eines ausreichend großen Fonds weß der nächste Zweck sein muß, auf den man verläßlich fast ausschließlich hinzuwirken hat. Denn erst nach Erreichung dieses Zieles kann die eigentliche Thätigkeit des Vereines beginnen, dessen segensreiche Folgen nicht ausbleiben werden. Hoffen wir, daß zur bevorstehenden Mozart-Säkular-Feier der Mozart-Verein, als fest gegründete und gut fundirte Corporation, schon mit den ersten Kundgebungen seiner allgemeinen Wirksamkeit, zum Heil der Kunst wie des Einzelnen, hervortreten kann!

Anzeigen.

Einzel-Ausgabe von
Rudolph Genées Lustspielen!

Bei mir erschien so eben in neuer (Einzel-)Ausgabe:

Genée, Rudolph, das Kloster von Camenz. Lustspiel
in 2 Akten. Preis 12½ Sgr.do. do. Ehestands-Exercitien. Dramatischer
Scherz in 1 Akt. Preis: 7½ Sgr.

do. do. Durch! Lustspiel in 1 Akt. Preis: 10 Sgr.

Ferner erschien in meinem Verlage:

Trautman, J. F., Original-Lustspiele. Preis: 28 Sgr.Inhalt: Ein Feind der Mode. Pesse in 1 Akt. — Dunkel
Quaker. Pesse in 1 Akt. — Ein Don Juan wider Willen.
Lustspiel in 3 Akten.

Leopold Cassar in Berlin.

Außerdem unterhalte ich ein vollständiges Lager aller gangbaren dramatischen und dramaturgischen Schriften älterer und neuerer Zeit und besorge das etwa nicht Vorräthige in kürzester Frist.

Leopold Cassar in Berlin,
Brüderstraße Nr. 3, unweit des
Schlossplatzes.

Bei **A. Sorge** in Osterode ist in 2. Auflage erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Schilling's Pianist oder die Kunst des Clavierspiels &c.
2te Auflage. 25 Bogen. Gr. 8°. Cart. 1 Thlr. 2 Sgr.

Empfehlung eines theoretisch-practischen Werkes über Clavierunterricht.

Wenn ich mich schon vor einigen Jahren aus mehreren Gründen bewogen fühlte, der in der Sorge'schen Buchhandlung zu Osterode herausgekommenen Clavierschule vom Hofrathe Dr. G. Schilling unter dem Titel:

„Der Pianist oder die Kunst des Clavierspiels in ihrem Gesammtumfange theoretisch-practisch dargestellt. Ein Lehr- und Handbuch für Alle, welche Clavierspielen und diese Kunst lehren oder lernen, jedoch mit besonderer Rücksicht auf Dilettanten u. s. w.“

das Wort zu reden und dieses Werk sowohl den Lehrern, als auch den Schülern des Clavierspiels zu empfehlen, so geschah Solches in der ungeheucheltsten Anerkennung seines theoretischen und praktischen Werthes. Es kann mir daher nur zur Freude gereichen, daß mein damals ausgesprochenes Urtheil über das fragliche Werk dadurch, daß eine zweite Auflage nöthig geworden ist, die beste Rechtfertigung gefunden hat. Der Inhalt des „Pianisten“ ist im Wesentlichen nicht verändert, aber dennoch ist derselbe von manchen Mängeln durch die 2te Auflage befreit und nebenbei auch eleganter ausgestattet. Der „Pianist“ ist ein Werk das bei aller Ausführlichkeit, die selbst bis in die kleinsten Details hineingeht, das Gesammtwesen des Clavierspiels in einer so klaren und faßlichen Weise darstellt, wie man Solches in andern ähnlichen Werken schwerlich finden möchte. Wenn ich daher abermals das in Rede stehende Werk sowohl den Musikern zum Nachschlagen, als auch den Dilettanten zum Studium empfehle, so geschieht es in der festen Ueberzeugung, daß dasselbe seinem Zwecke im vollsten Sinne des Wortes entspricht. Der Verfasser dieses Werkes, den ich leider nicht persönlich kenne, hat sich durch die Herausgabe desselben ein unvergängliches Verdienst um die Tonkunst erworben.

Möge denn dieses Werk, welches der Verfasser mit ausdauernder Hingebung für die gute Sache in's Leben treten ließ, zum reichen Segen der Kunst in nahen und fernen Kreisen viele Freunde und Verehrer finden. Der Preis des Werkes, beinahe 400 Seiten stark, ist ein äußerst billiger und beträgt nur 1 Thlr. 2 Sgr. für ein gebundenes Exemplar.

F. A. Schulz, Musiklehrer.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hünze.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.